



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein Kapitel von deutscher Lyrik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

müßte für unsre besten Schriftsteller eine Ehre und eine Freude sein, für diese Wochenschrift das Beste zu bieten, was sie bieten können. Reicht zur Herausgabe einer Wochenschrift dieser Art das Vermögen und die Einnahme des Vereins nicht aus, so veröffentliche man gute, volkstümliche, kürzere Geschichten (nicht umfangreiche Romane, die kein Ende nehmen) in wöchentlichen Lieferungen zu zehn, höchstens zwanzig Pfennigen. Ein Vorbild dafür könnte die „Volksbibliothek des Lehrers hinkenden Boten“ sein, doch denken wir sie uns besser ausgestattet als die Lehrer Hefte und den Inhalt von nicht gar so verschiedenartiger Buntheit, wie in der Lehrer Volksbibliothek. Unsre Volkschriftsteller der letzten fünfzig Jahre würden genug Stoff bieten; neue „Preisnovellen,“ die dem Verein immer viel Geld kosten, brauchte man nicht zu bringen.

Ein Verein, der solche Schriften verbreitete, würde wirklich den Geschmack seiner Leser bessern und heben, statt, wie es jetzt der Weimarer Verein thut, zu den Lesern herabzusteigen und ihrem schlechten Geschmack durch Abdruck von spannenden „Originalvolksromanen“ und Indianergeschichten entgegenzukommen.



## Ein Kapitel von deutscher Lyrik



in halbes Jahrhundert ist vergangen, seit Georg Herwegh zürnend gefungen hat:

Nie wurden noch der Silben mehr gemessen,  
Und glaubt man unserm kritischen Gelichter,  
So wäre schier der dritte Mann ein Dichter  
Von Thule bis zum Lande der Tischeressen!

Seitdem hat sich die Geltung und der sichtbare Einfluß der Lyrik in solchem Maße gemindert, daß zahllosen „modern“ Gebildeten die einfache Wahrheit, daß die echte und ursprüngliche poetische Begabung in neunundneunzig von hundert Fällen mit der lyrischen Begabung zusammenfällt, ganz abhanden gekommen ist, daß diese „Gebildeten“ der gequältesten Reflexion und der ödesten Macho größere Bedeutung beimessen, als der eigentlich poetischen Phantasie und Empfindung; aber die Zahl der Lyriker hat trotzdem nicht abgenommen, und die Schwierigkeit, den vollen Ausdruck der poetischen Natur von dem Vers- und Reimspott des vergnügten Dilettantismus zu scheiden, ist nicht geringer geworden. Die Kritik der Jüngsten hat es darin freilich bequemer; sie fragt so gut wie gar nicht nach dem Hauptunterschied, ob hinter einer Gedichtsammlung eine Kraft, eine Natur oder doch wenigstens eine Persönlich-

Grenzboten II 1894

28

keit mit einem seelischen Leben steht, oder ob die Gedichte matter Abglanz berühmter Muster sind, sie legt allen Nachdruck auf den entweder undefinierbaren oder, soweit er zu erweisen ist, ganz nebensächlichen Gegensatz zwischen „Alten“ und „Jungen.“ Nun ist ja darüber kein Streit, daß in jeder poetischen Periode ein gewisser Stil auch in der Lyrik herrschend wird, und daß die äußerlichen Kennzeichen dieses Stils die Bestimmung erleichtern, welcher Periode und Gruppe ein Dichter angehört. Aber mit dieser Bestimmung allein wird weder ein Eindruck noch ein Urteil gewonnen, der lyrische „Stil“ ist insofern ein schlechter Wertmesser, als er binnen kurzem Meistern wie Stümpfern zu eigen wird und die Nachahmer der freischöpferischen Individualität gewissermaßen wieder gleichstellt. Für die Auffassung, die sich nur an die äußere, sprachliche Eigentümlichkeit, an die typische Verschiedenheit von Bild, Laut, Rhythmus, Reim, an die Verschiedenheit des Gewichts der Beiwörter und Ausdrufungswörter, der Interpunktion und der poetischen Lizenzen in bestimmten Perioden und Gruppen der Lyrik hält, ist die Hauptsache, der poetische Mensch, die dichterische Natur, geradezu zur Nebensache geworden. Was aber die wirkliche Kritik vermissen läßt, ergänzt in ihrer Weise die Reklame. Ihr ist es ein kleines, jeden, auch den untergeordnetsten Lyriker als den berufensten Genossen Mörikes und Storms oder gar als das lyrische Zukunfts-genie, das Töne anschlägt, „wie sie aus der Brust der Menschheit seit Jahrhunderten nicht erklingen sind,“ zu verkünden. Der Widerspruch zwischen den Verkündigungen und den Leistungen wirkt oft so unwiderstehlich komisch, daß selbst ernstesten Leuten die traurige Seite dieser Reklamewirtschaft gar nicht zum Bewußtsein kommt. Wieder andre fühlen sich durch die zahlreichen Größen, die keine sind, so verstimmt, daß sie der neuesten Lyrik gegenüber auf jede Wertmessung verzichten. Unsrer Leser wissen, daß wir diese Empfindung nicht zu teilen vermögen. Die Reklame, die mit immer unbarmherzigerem Nachdruck das schlechtthin Wertlose durchzudrücken und emporzubringen sucht, geht uns hier nichts an, das beste Mittel gegen sie ist, anmaßliche und impotente Albernheiten überhaupt nicht zu beachten. Gegenüber den wert- und inhaltvollern Erscheinungen aber bleibt die erste und letzte Frage nicht die nach dem alten oder neuen „lyrischen Stil,“ sondern nach dem poetischen Inhalt und Gewicht der Persönlichkeit und des Menschenlebens, die hinter den Gedichten steht, wohlgemerkt dem poetischen, denn der größte Ernst des Lebens und die vielseitigste Bildung machen noch keinen Dichter, sondern höchstens einen Anempfänger.

Zwei kleine Bände, ein Blütenstrauß vom Lebenswege, gesammelte Gedichte von Willibald Beyschlag (Halle, Eugen Strien) und Friedrich Notters Gedichte in Auswahl, herausgegeben von R. Krauß (Stuttgart, S. G. Cotta'sche Buchhandlung), spiegeln beide, im engsten Rahmen, je ein Dasein, das entweder, wie bei dem erstgenannten, sich zum Abend neigt oder,

wie bei dem andern, schon abgeschlossen ist. Insofern sich beide nur an den Freundeskreis des Verfassers wenden und anspruchslöse poetische Denkmale bilden, haben sie eine gewisse Ähnlichkeit; sonst sind sie so verschieden wie möglich. Der Hallische Theolog, dessen Ruf und litterarische Bedeutung sich auf ganz andre Leistungen als auf lyrische Gedichte gründet, hat gleichwohl von der Natur ein echtes, wenn auch kein großes lyrisches Talent empfangen. Irrten wir nicht, so ist Beysehlag vor einem halben Jahrhundert in seinen Bonner Studententagen Mitglied des kleinen poetischen Vereins, des „Maikäferbundes“ gewesen, an dessen Spitze Kinkel stand. Aus dieser Zeit stammt eine größere Anzahl seiner Gedichte; später hat er nur ab und zu den Antrieb gespürt, eine seiner Stimmungen künstlerisch auszuprägen. Seine Hoffnung, daß die bescheidenen Blumen, die nicht gemacht, sondern gewachsen sind, von ihrem Duft nichts durch die Länge der Zeit verloren haben werden, wo sie im Verborgnen gehalten worden sind, wird ihm jeder sinnige Leser bestätigen. Gedichte wie „Frühlingsmut“, „Eine Lenznacht“ und „Zu spät“ in den Blättern aus der Studentenzeit, „D höre die eine Frage“, „Lenzgedanken“, „In der Heimat“, „An meiner Eltern Grab“, „In Helenens Fremdenbuch“ aus späterer Zeit wird niemand ohne Bewegung lesen, und wo die Teilnahme an der Gestalt und den Erlebnissen des Mannes, dessen Auge uns aus diesen Blättern klar und mild anschaut, nicht schon wirksam ist, wird sie durch diese so einfachen und doch in sich so vollendeten Gedichte erweckt werden.

Ein Denkmal andrer Art empfangen wir in den ausgewählten und ein Jahrzehnt nach dem Tode ihres Verfassers veröffentlichten „Gedichten“ von Friedrich Motter. Dieser schwäbische Schriftsteller, der, wie uns eine den Gedichten vorausgeschickte biographische Studie belehrt, 1801 in Ludwigsburg geboren war, 1884 in Stuttgart verstorben ist, war sechs Jahrzehnte lang aufs engste mit dem gesamten litterarischen und künstlerischen Leben seiner Heimat verknüpft und ist, ohne je zu einer weithin sichtbaren und entscheidenden Wirkung zu kommen, als Dichter und Übersetzer, als Biograph und Kritiker, als Religionsphilosoph und Politiker unermüdlich und vielseitig thätig gewesen. Obwohl er ursprünglich Medizin studirt hatte, gehörte er doch sein Leben lang der Litteratur an, wobei es ihm freilich zu gute kam, daß er von Haus aus wohlhabend und nicht auf litterarischen Erwerb angewiesen war. Als charakteristische Seiten seines Lebens treten der Anteil, den der noch nicht Dreißigjährige an Paul Pfizers prophetischem „Briefwechsel zweier Deutschen“ genommen hat, und die treu bewahrte Überzeugung, daß Deutschland nur durch den Anschluß an Preußen die ersehnte Einheit gewinnen könne, die Befreundung mit Uhland und Mörike, die zu zweien seiner bekanntesten Schriften geführt hat, und endlich die langjährige und unablässige Beschäftigung mit Dante hervor, die in einer Übertragung der „Göttlichen Komödie“ gipfelte. Aber alle diese Thatfachen verbürgen nur, daß Motter ein geistig angeregter und ge-

bildeter Mann, nicht daß er ein Dichter war. Die Auswahl, die R. Krauß aus den zahlreichen lyrischen Gedichten seiner Hinterlassenschaft getroffen hat, ist sicher eine Auswahl des Besten, aber sie enthält doch wenig, was für eine eigne poetische Ader Notters zeugte. Im lyrischen Gedicht und noch mehr in der Ballade bleibt er ein Schüler Uhlands, nicht ein Schüler wie Schwab, sondern ein viel abhängigerer, ungewandterer, ein Dichter, dessen Phantasie und Empfindung von den Rhythmen, den Bildern, dem Wortschatz des Meisters unbewußt umstrickt sind, sodaß ein Gedicht wie die knappe und düstre Ballade „Drei Äcker lang“ förmlich auffällt, weil man aus ihr nicht unmittelbar den Wiederklang und Nachklang Uhlands vernimmt. Eine derartige Abhängigkeit auch von dem größten Vorbilde ist der Wirkung eines Dichters immer hinderlich; bei Notter tritt hinzu, daß er die leuchtende Klarheit, den melodischen Fluß, die sprachschöpferische Sicherheit Uhlands niemals erreicht, sondern in seinen frühesten wie in seinen letzten Gedichten mit Härten, Unfertigkeiten und Schwerfälligkeiten der Sprache kämpft. Hier handelt es sich nicht um alt oder jung, nicht um Einhaltung der Schönheitslinie einer vergangenen Zeit, sondern um einen Mangel oder eine Entmischung des echten poetischen Blutes, die durch nichts ausgeglichen wird, übrigens viel häufiger ist, als sich jene vortrefflichen Leute träumen lassen, für die alles Poesie heißt, was sich reimt. Es fehlt den Gedichten Notters im einzelnen nicht an dem einen oder andern glücklichen Wille, einem schwungvollen Wort, einem weichen, einschmeichelnden Hauch, aber es fehlt ihnen die fortreisende, uns mit ihrem Glück und Leid erfüllende, uns in ihr Schauen und Träumen zwingende Persönlichkeit.

Einem spätern Jahrzehnt gehörten und gehören zwei Dichter an, von denen neue Sammlungen vorliegen, die keine Folge haben können oder sollen. In den von Oskar Linke herausgegebenen Letzten Grüßen aus Stiftungs-  
haus (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei von Richter, 1894) erhalten wir den lyrischen Nachlaß Robert Hamerlings; in einem Bande Letzte Lieder von Wilhelm Jordan (Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag, 1893) bietet der ostpreussische Dichter, der am Main heimisch geworden ist, genau ein halbes Jahrhundert, nachdem er mit seinen „Irdischen Fantasien“ zuerst hervorgetreten ist, seine neuesten poetischen Gaben. Beide Sammlungen haben also in erster Linie einen Anspruch auf die Teilnahme der Pietät. Die erstgenannte, die Hamerlings lyrischen Nachlaß zusammenfaßt und um eine Anzahl von Jugendgedichten vermehrt ist, die der Dichter selbst aus den spätern Auflagen seiner ersten lyrischen Sammlungen weggelassen hat, erscheint ohne alle Frage als die wertvollere, innerlich reichere, obgleich sie zu einem guten Teil die Leidensjahre des Dichters spiegelt, und der erschütternde Schmerz, der ein Gedicht wie „Die Blume im Thale“ durchdringt, oft den Grundton der spätern Gedichte abgibt. Es ist ein intim persönliches Element, das die wechselnden Stimmungen dieser „Letzten Grüße“ mit einander verbindet, die

ganze Leiter der Töne belebt, die von der träumerisch weichen Sehnsucht der Lieder bis zu dem genialen Cynismus der Ode „In Austrias Stammbuch“ reicht, und uns auch da, wo wir dem Dichter nicht vollständig und dauernd nachempfinden können, doch für den Augenblick fesselt. Es ist unmöglich, hier eine eingehende Studie über Hamerling, über den innern Zusammenhang dieser lyrischen Sammlung mit seinen frühern Dichtungen, über die Wirkung der deutsch-österreichischen Stammesart auf den Dichter, das Verhältnis seiner Phantasie zu seinen Gemütskräften, die Beziehungen zu Heine und Halm, das Sineinanderspielen seiner philosophischen Richtung und der Reflexionsneigung in seiner Poesie zu geben, aber die Versuchung dazu liegt in der bunten Mannichfaltigkeit dieses lyrischen Nachlasses vor. Man muß sagen, daß der Dichter von seinen ersten bis zu seinen letzten poetischen Blättern ein Ideal, eine Sehnsucht seines Wesens bewahrt, eine Überzeugung von der siegenden Kraft lebendiger Schönheit und Anmut festgehalten hat. Auch in den Nachlassgedichten findet sich ein hübsches Gleichnis für diese Überzeugung in dem kleinen Gedicht „Löwe und Rose“:

Es trat auf eine rote  
Rose der Löw im Zorn;  
Da blieb ihm in der Pfote  
Der zarten Blume Dorn.

Es schwoll, es schmerzte die Franke,  
Der grimme Löw ist tot;  
Frisch labt sich am Morgentranke  
Des Lais die Rose rot!

Sei noch so fein das Feine,  
Das Grobe noch so grob,  
Das Feine, Zarte, Keine,  
Das Schöne siegt doch ob!

Von derselben Überzeugung ist in seinen „Letzten Liedern“ auch der greise Wilhelm Jordan beseelt; nur schade, daß über all der formgewandten pathetischen Rhetorik, mit der er gegen die „Süngerbühne“ und die „Modernen“, gegen die unerquickliche Trias von „Zuchthausbahn, Branntweinpest, Hirnschwundqual“ polemisiert und den unheilbar am Herowahn Kranken gesunden Menschenverstand und menschliches Maß predigt, der Liedton in diesen „Liedern“ nicht zu seinem Recht kommt, daß in den „Stimmungsbildern“ die Stimmung etwas müde resigniertes hat, und die Streitlieder (Tenzonen) den größten Teil der Sammlung füllen. Die Geistesfrische in diesen Gedichten ist ja erfreulich, nur ist es eben nicht poetischer Geist, der hier vorwaltet. Das Gelingenste findet sich in den Sprüchen, den spruchähnlichen Versen, obwohl auch hier die Verwahrung gegen die alberne Zudringlichkeit der Autogrammenjäger viel zu ernsthaft wird.

In vierter, vermehrter Auflage mit hübschen Illustrationen von Paul Thumann geziert, liegen die Gedichte von Georg Scherer vor (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1894). Sie entstammen insofern dem deutschen Volksliede, der Lyrik der Schwabendichter, Eichendorffs, Geibels und Reinicks, als auch Scherer sich der Fülle uralter Naturbilder bedient, die längst Gemeingut geworden ist, um subjektiven Empfindungen, eigenem Leid und eigener Wonne Ausdruck zu geben. Keiner kann den Punkt genau bezeichnen, wo hier das überlieferte und das eigne poetische Element in einander übergehen, diese Lieder (denn um Lieder handelt es sich meist) klingen überall an andre an und haben doch immer dabei einen Ton, ein Bild, eine Wendung, die sie zum Eigentum des Dichters machen. Ihre Grundstimmung ist eine mild elegische, die ein Aufflammen frischer Lust oder ein Versinken in bittere Wehmut nicht ausschließt, aber doch immer nach einem versöhnenden Laut sucht, den Schmerz nicht beschwichtigt, sondern läutert; ihre reinste und erfreulichste Wirkung er giebt sich aus ihrem Zusammenklange. Denn obwohl man leicht ein oder zwei Duzend Gedichte von besonders frischer und glücklicher Bildlichkeit und besonders eindringlicher Weise herausheben könnte, und obwohl es andererseits nicht an einzelnen Bildern fehlt, in denen sich Naturbild und Gefühl nicht decken, in denen selbst ein falsches Bild vorübergehend den sichern Blick des Dichters vermissen läßt, so will doch dieser Band, wie er ein ganzes Leben einschließt, auch als Ganzes genommen sein und zeigt, daß weiche Empfindung auch heute noch in einer männlich starken Seele Raum hat.

In andrer Weise als Scherer, dessen Lyrik in dem typischen, allgemeinen Naturbilde das sinnliche Gleichnis für sein Empfinden, sein Herzensleben und zugleich nach Uhlands Wort das tiefere „Einverständnis“ sucht, vermöge dessen die Natur für jede Regung seines Innern einen Spiegel, eine antwortende Stimme hat, verbindet Heinrich von Keder in seinem Lyrischen Skizzenbuch (München, Dr. E. Albert & Comp.) Natureindruck und eigne Stimmung. Ihm genügt nicht die Natur, wie sie zu jedem Blick und Sinn spricht, er dringt mit dem Auge des Jägers, des Malers, des Alpensteigers in die verborgnern Bilder des Waldes, der Heide, des Hochgebirgs, er verbindet alles, was so vor seinen Blick tritt, mit Stimmungen, die zwischen Lebenslust und pessimistischer Laune auf- und abschwanken. Freilich, weiter als andre kommt er dabei auch nicht:

Es flattern meine Lieder  
Wie Falter über die Heide,  
Mit bunt bemalten Flügeln  
Im kurz geschürzten Kleide.

Sie schweben von Blüte zu Blüte,  
Um süßen Honig zu saugen,  
Und kommen zurück im Fluge  
Mit Grüßen von lieben Augen.

Sie werden im Lenze geboren,  
 Vom Sommer beglückt mit Gaben,  
 Verweht vom Wind im Spätherbst,  
 Vom Winter im Schnee begraben.

Aber immerhin: die realistischen Einzelheiten in sämtlichen Hauptabschnitten dieses „Lyrischen Skizzenbuchs,“ die „Im Wald,“ „Auf der Heide,“ „Im Hochland,“ „Am See,“ „Zwischen den Thoren,“ „Freilicht,“ „Rundfahrt“ und „Stilleben“ überschrieben sind, erweisen sich zu einem guten Teil als frisch und glücklich; die Weise des Dichters verkörpert oft eine alte Empfindung in einem neuen, scharf umrissenen Naturbilde, gelegentlich schnell die Wagschale des poetischen Gedankens und der Stimmung zu hoch empor, weil er die Schale der Beschreibung überfüllt. Eine Besonderheit der Sammlung ist es, daß alle Gedichte genau drei (vier- oder sechszeilige) Strophen umfassen. Jedenfalls ist das Bestreben Reders nach knappster Fassung seiner malerisch-lyrischen Ergüsse durchaus löblich, und es steht hinter dem ganzen „Skizzenbuche“ eine fernige, angeregte und anregende Poetennatur.

Der Verfasser hält sich, ohne geschmacklos oder brutal zu werden, zu den Modernen. Da ist es denn nun für jeden Kenner unsrer Lyrik wunderbarlich, wie nahe diese Modernen bisweilen vergessenen, ja verspotteten Dichtern der Zeit, wo „der Großvater die Großmutter nahm,“ wieder kommen. Wenn wir auf Landschaftsbilder stoßen, wie Seite 42, wo der Lenz die Winterheide zu schmücken beginnt:

Mit der Blumen Pracht in bunten Farben,  
 Mit der Besenprieme gelben Garben  
 Und dem zierlich zarten Röslein.  
 Hummeln kommen summend mitgeflogen,  
 Flink Schwalben aus dem Süd gezogen,  
 Um die Blütenkelche schwärmen Bienen,  
 Durch die Lüfte zacken Bekassinen,  
 Weit hin tönt der Schrei des Ribiß.  
 Sinnend stand der Storch im Röhricht, u. s. w.

so summten uns allerhand beschreibende Verse aus Schmidt von Werneuchen und seinen poetischen Genossen in den Ohren.

Die Gedichte von Friedrich Adler (Berlin, F. Fontane & Comp.), die Gedichte von Heinrich Löbner (Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag), Traum der Liebe, Verse von Peter Kempgens (Düsseldorf, Düsseldorfervereinsdruckerei), Ausfahrt, Dichtungen von Max Geißler (Dresden, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung) und die Lieder und Bilder von Franz Weber (Altenburg, Stephan Geibel) lassen sich insofern zu einer Gruppe zusammenfassen, als es sich hier überall um Schöpfungen bisher ungenannter Dichter handelt, die sich in ihren größern und kleinern Sammlungen über den landläufigen lyrischen Dilettantismus erheben, und von denen jeder in seiner

Weise entwicklungsfähig erscheint. Wir wissen wohl, daß bei solchen Eindrücken viel Täuschung mit unterlaufen kann, daß mancher Vielversprechende mit seinem eignen Empfinden nur zu rasch in den Strom nüchterner Gleichgiltigkeit untertaucht und sich sein Leben von der Poesie nicht weiter begleiten läßt, wir wissen noch besser, daß mancher andre ein kleines lyrisches Talent, dem gelegentlich eine wirklich duftige Blüte entkeimen könnte, mit falschem Ehrgeiz zu einem poetischen Baum emporzutreiben sucht, der ein Stück Welt überschatten soll und dann meist dem türkischen Bohnenbaum gleicht, an dem der Freiherr von Münchhausen in den Mond emporkletterte, um seine silberne Axt wiederzuholen. Doch aus alledem erwächst der Kritik kein Recht, geringschätzig an Sammlungen poetischer Erstlinge vorüberzugehen, wenn aus ihnen ein Naturell und ein künstlerischer Sinn hervorblickt. In den „Gedichten“ von Friedrich Adler, die sich durch Reife und Reinheit der Form auszeichnen, findet sich eine Reihe von Gelegenheitsdichtungen, die den Verfasser als einen Deutschböhmen kennzeichnen, der in dem Kampfe um Erhaltung des Deutschtums in Prag mitten innegestanden hat. Macht sich in diesen Dichtungen eine schwungvolle und fast allzu flüssige, allzu gewandte Rhetorik geltend, so rinnt dafür ein wärmeres und eigentümlicheres Leben durch die besten der Lieder und lyrisch-epischen Gedichte, die sich „Stimmung und Erlebnis“ und „Gestalten und Bilder“ nennen. Eine spezifisch lyrische, eigentümlich in sich gefehrte Natur, die nach Vertiefung und Erhebung zugleich ringt, offenbaren die „Gedichte“ von Heinrich Löbner. Er kämpft wie das ganze jüngere Dichtergeschlecht mit bitterm Zweifel, die Gedichte „Lemuren,“ „Nacht,“ „Gottverloren“ und „Gebet“ sind ergreifende Zeugnisse davon. Aber sein poetisches Empfinden ringt sich immer wieder zu der mutigen Erhebung durch, die neben andern das kleine Gedicht „Schatten vor der Sonne“ ausdrückt:

Fliegt ein Schatten übers Feld  
 Wie ein Traumgedanke,  
 Liegt im Dunkel jäh die Welt:  
 Glück hat seine Schranke.

Doch die Sonne meint es treu,  
 Ob auch Menschen zagen,  
 Lächelnd grüßt sie dich aufs neu  
 Wie in Jugendtagen.

Alles Leid ist wie ein Traum,  
 Sei du wach in Wonne,  
 Sieh, es schwinden wie ein Schaum  
 Schatten vor der Sonne.

Auch bei Löbner finden wir die Neigung, sein Empfinden, seine lyrische Stimmung an Naturbilder anzuknüpfen, einige dieser Naturbilder, die Vorfrühling und Dämmerung vor Augen rufen, spiegeln das Weben einer Seele,

die noch von Ahnung des Glücks erfüllt ist. Spärlicher als in den vor- genannten Sammlungen ist die Auslese wirklich vortrefflicher Gedichte in dem Bändchen von Peter Kemppens, das sich „Traum der Liebe“ nennt. Und seltsam: nicht die Liebeserinnerungen, die eigentlichen Liebeslieder sind es, die hier über das Durchschnittsmaß des lyrischen Dilettantismus hinausragen, und in denen ergreifendere Laute erwachen, sondern die Nachklieber, die düstern kleinen Lebensbilder, die der Dichter „Im Zeichen des Todes“ nennt (so namentlich „Erlösung“, „Der stumme Tod“), auch die Meeresbilder wie „Sphinx“ lassen, trotz der fatalen Anklänge an Heine, denen wir allerwärts begegnen, der Hoffnung auf eigne Entwicklung Raum. Sehr frisch und lebendig, gelegentlich einmal in den Weisen, die durch Baumbachs weittönenden Sang aller Welt vertraut geworden sind, setzen die besten Gedichte in der „Ausfahrt“ von Max Geißler ein. Lieder wie „Sonnenschein“, „Winter“, „Einsamkeit“, „Gieb Acht“, „Sommerbild“ und „Einfahrt“ tragen ihre Musik schon in sich, in den „Rispetti“ schlummern auch einzelne tiefere Klänge, die sich vielleicht einst freier entfalten werden. Wieder ein völlig andres Gepräge zeigen die „Lieder und Bilder“ von Franz Weber. Während bei Geißler die Erhebung über die Reminiscenz mit einer starken Neigung für eine gewisse Ton- schwelgerei, für zierlichen Wortreigen verbunden ist, gewinnt sie bei Weber einen durchaus malerischen Ausdruck. Die Reminiscenz streift bei ihm hart an die Trivialität, seine Verse wimmeln von schlechtthin unentschuldbaren Nachlässig- keiten (wer um Gottes willen reimt dem noch sinkt und dringt, Gezucht und Pflicht, Höhen und Wehen, bahnte und Strande? wir könnten die Bei- spiele um hunderte vermehren!), aber in einer Reihe von Gedichten wie „Die Näherin“, „Eigner Herd“, „Landstreicher“, „Alte Reichsstadt“, „Drusus Hel- ritt“, „Cäsar und Botan“, „Sonneneinfall“, „Fastnacht“ tritt etwas zu Tage, was selbständige Phantasie und eignes inneres Leben verspricht.

Eine andre Gruppe von Lyrikern bietet „neue“ Gaben an und fordert daher eigentlich den Vergleich mit ihren frühern Veröffentlichungen. Nun hat es aber entweder der Zufall gefügt, daß wir ihnen hier zum erstenmal begegnen, oder daß die lyrischen Erstlinge der Betreffenden keinen so bleibenden Eindruck hinterlassen haben, daß der Vergleich sofort zur Hand wäre. Eine Ausnahme bilden nur die neuen Dichtungen von Maurice Reinhold von Stern: Mattgold (Zürich, von Sterns litterarisches Bulletin der Schweiz, 1893). Wir kennen den Dichter aus seinen herausfordernd wilden „Proletarierliedern“ und den „Ausgewählten Gedichten“ und wissen auch schon, daß ihm eine eigentümliche Entwicklung beschieden war. Er schloß sich ursprünglich jenen Jüngsten an, die mit einemmale von der ganzen Fülle der Welt nur ein dunkles Stück, von dem Reichthum des Menschendaseins nur noch das Elend und den Bohn der Enterbten wahrnehmen und darstellen wollten und jedes seither ge- kannte Gebiet der Poesie mit Acht und Bann belegten. Doch weil er ein

wirkliches Talent ist, konnte es bei dieser Kriegslyrik nicht bleiben, und er mußte mit offenen Augen sehen, zu welcher Unnatur der sogenannte Naturalismus hintrieb:

Ein tintenschwarzes Sonnenlicht,  
Ein zeisiggrünes Meer,  
Blau ist der Schatz von Angesicht —  
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?

Und ist die Red vom Mondenschein,  
So sagt er: „Boßderblitz!“  
Ja wohl; — denn originell zu sein,  
Das ist der ganze Witz —

so ist Stern zu der Totalität des Lebens zurückgekehrt, zu der es alle echten Dichter von jeher getrieben hat und immer wieder treiben wird. Baltischen Ursprungs und wie die Gedichte „Gang zum Kalkofen“ und „Traumwanderung durch Dorpat“ zeigen, noch immer an der alten Heimat hängend, denkt er übrigens, auch nachdem er sich den „Besperfrieden“ erkämpft hat, nicht daran, seine Anfänge zu verleugnen. So sind denn auch in „Mattgold“ neben einigen schönen und eigentümlichen Naturbildern — Böcklinschen Stücken, aber von dem besten Böcklin —, wie „Eigerreiter“ und „Züricher Mondscheinbild,“ neben ein paar koloristischen Prachtzügen wie „Swan der Grausame“ und „Der Tod des Sardanapal“ ein paar echt Herweghsche Trompeterstückchen wie „Arbeiterweltfeiertag 1892“ und „Kanon der Sittsamen“ zu finden. Daneben aber, und das ist die Hauptsache, so köstlich reine, dem Herzen entquollne Lieder, wie „Abstieg,“ „Senkblei,“ „Echo,“ „Blaulicht,“ „Meerheimweh,“ daneben ein so schwungvolles Gedicht wie „Heimweh nach der Schweiz,“ ein so prächtiges Bild aus frischstem Leben wie die „Weihnachtsfahrt.“ Und in allen ein reiner Wahrheitsfinn:

Nennt es Verleugnung, nennt es Rückwärtsschreiten —  
Was wißt ihr Fremden, was mein Herz bedarf?  
Ich hab den Mut, mir selbst zu widerstreiten,  
Und zu erstreben, was ich einst verwarf!

Außerdem gehören hierher die Sammlungen Neue Gedichte von Hermann Hango (Wien, Pest und Leipzig, A. Hartlebens Verlag), Ex undis, neue Gedichte von Max Zerbst (Leipzig, C. G. Naumann), Brevier und Fiedel, neue Gedichte von Anton Dhorn (Großhain und Leipzig, Baumert und Ronge), Neue Gedichte, dritte Sammlung von Paul Kunad (Dresden und Leipzig, C. Piersons Verlag) und Zu Thal, Gedichte (dritte Sammlung) von S. Frix (Leipzig, Karl Reißner, 1893).

Eine anziehende und gute Hoffnungen erweckende Erscheinung ist Hermann Hango, dessen „Neue Gedichte“ einzelne Perlen aufweisen. Zwar wirkt auch bei ihm der Tropfen pessimistischer Lebensanschauung, der allen

jüngern Talenten ins Blut gemischt ist; aber seine ungestillte Sehnsucht, seine Trauer wie sein Zorn sind zur ernstesten Fassung, zur milden Resignation geläutert, einem Aufschrei, wie ihn der Dichter in Gedichten wie „Im Holzschlag“ oder „In schöner Natur“ thut, stehen ergreifende Laute wie „Friedhof in der Wachau“ und „Christus am Wege“ gegenüber. Wir heben aus der inhaltreichen Sammlung noch „Weltgeschichte“, „Friedhof am Abend“, „Winterabend“, „Mir liegt ein altes Lied im Sinn“, „'S ist besser so“, „Was einmal echte Liebe war“ und von der kleinen Gruppe lyrisch-epischer Gedichte „Mutter und Kind“, „Die heilige Klara“, „Simson“ hervor. Max Zerbst kündigt in einem wunderlichen „Präludium“ der Poesie frühlichen Krieg an:

Ich

Wenn uns des Augenblickes Wirbeltanz  
Mit mächtigem Arm in seine Wogen zieht,  
Verstummt Gesang: des Lebens Frühlingsglanz  
Erbleicht und welket in dem schönsten Lied.

Narr

Und warum machst du selber denn Gedichte?

Ich

Mein lieber Freund — das ist ja die Geschichte!

und schwelgt hinterdrein in der ganzen Reihe der Erlebnisse und Vorstellungen, in denen sich ein Teil unsrer jeunesse dorée gefällt. Weiber und noch einmal Weiber oder vielmehr Dirnen und noch einmal Dirnen; daneben ein paar Hohnverse auf das „Barbarenland“ Deutschland, das (wohl weil es in Heine nicht den „Fürsten des freien Griechentums“ bewundern will) als „Spinne“ angerebet wird

Mit dem giftgeschwollenen Bauche,  
Mit dem gräßlich stieren Auge,  
Kalt und doch voll Haß und Wut,

dazu eine Anhimmeling des französischen Komponisten Bizet:

Aus diesem grauen Barbarenvolke  
Mit tauben Seelen und mit rohen Sinnen,  
Auf deines Glückes leichter Frühlingwolke  
Du, Genius, Freund, so trägtst du mich von hinnen.

In dem Gedichte „Cesare Borgia“ giebt sich schon ein hübscher Nachhall zu Nietzsches „Umwertung aller Werte“ kund; freilich ist Ezzelino da Romano dem Papstsohne bedeutend über darin gewesen, seinen Genuß durch die Dualen andrer zu würzen, doch der trug ja kein Verlangen nach Weibern. Einen wunderlichen Gegensatz zu dieser Art von Poesie, als ihn die Sammlung „Brevier und Fiedel“ von Anton Dhorn zeigt, kann man kaum im Traum erdenken. Dhorn versucht alle guten Geister des deutschen Hauses, der ungebrochenen Lebenszuversicht, der vaterländischen Empfindung, der festlichen Stimmung in seiner Dichtung zu sammeln. Aber leider hilft es wenig, sie zu sammeln,

wenn man ihnen die Zunge nicht lösen kann. Und das gelingt dem Dichter nur in einigen Liedern im Volkston, die frei von aller Rhetorik bleiben; die große Mehrzahl betrachtender und patriotischer Gedichte erhebt sich nicht über das Mittelmaß, sie sind ernst empfunden, ernst gemeint, aber fast in alle schleicht sich sehr zur Unzeit ein Biedermeierbild und ein Biedermeierton. Frischer, unbefangener als die Gruppen „Im Festkreis des Jahres“ und die patriotischen Zeitbilder wirken die Schlußerzählungen in Versen: „Sonntagskinder“ und „Der Mutter wegen.“ Aus der Ankündigung am Schluß ersehen wir, daß es die sechste Gedichtsammlung ist, die A. Dhorn veröffentlicht. Hoffentlich enthalten die frühern mehr zwingende, aus dem Innersten des Herzens und dem Kern unsrer Sprache quellende Weisen, als uns hier begegnet sind. Auch Paul Kunads „Neue Gedichte“ bilden schon eine dritte Sammlung, doch handelt es sich hier um wenig umfangreiche Hefchen. Wie durch die frühern Dichtungen des Verfassers geht auch durch diese ein elegischer und müder Hauch; in dem Gedicht „Klingsor“ steigert sich die weltabgekehrte Empfindung zu verachtender Bitterkeit. Melodischer tönt die Grundstimmung in Gedichten wie „Erwachen“ und „Zwielicht“ aus; unter einigen poetisch belebten Naturbildern ist das träumerische „Am See“ das schönste. Eine gewisse hypochondrische Originalität offenbaren die Gedichte „Zu Thal“ von S. Fritz. Im Eingang glaubt der Leser einem scheltenden Humoristen gegenüberzustehen, und die „Vergnügungsreise eines Mißvergünstigten“ und manches ähnliche Stückchen werden überall vergnügtes Lächeln und manchmal auch herzliches Lachen erwecken. Auch die Spruchweisheit des Dichters hört sich ganz hübsch an:

Es giebt wohl kein geflügelt Wort,  
Das länger wär im Schwunge [Schwange!];  
Seit Menschen atmen, erbt sichs fort  
Und schwebt auf jeder Zunge;

Doch wer noch ward zur Red gestellt,  
Hats nur wo aufgesehn,  
Erlebt hats keiner: daß die Welt  
Biel schöner einst gewesen!

Am Schluß enthüllen die „Grabsteinranken“ eine tiefere Empfindung, Gedichte wie „An meinem Geburtstage“ und „Gezogen, gewandert zu Land und zu Meer“ wecken auch beim Lesen eine gewisse Rührung.

Die soll freilich nicht mehr erweckt werden, sie gehört zu den antiquirten Gefühlen, mit denen sich wenigstens die ältern und jungen „Genialen“ nicht herumschlagen, die in dem Modernen Musenalmanach auf das Jahr 1894 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum (München, Dr. E. Albert und Comp.) vereinigt und vertreten sind. Der „Moderne Musenalmanach“, der wahrscheinlich dem Braunschens (Cottaschens) Musenalmanach der „Alten“ entgegengesetzt ist, bringt nicht nur Beiträge aller Jüngsten, sondern auch ihre Bild=

nisse und sechzehn Autotypien nach Werken der „Sezession.“ Wir lernen da von Angesicht zu Angesicht kennen: Hermann Bahr, Richard Dehmel, Gustav Falke, Heinrich und Julius Hart, Otto Erich Hartleben, Karl Henckell und Heinz Tobote, wir finden poetische Beiträge außer von den Genannten auch von dem Herausgeber Bierbaum, von Karl Bleibtreu (Übersetzungen aus dem Italiener Stecchetti), von Franz Evers, Franz Held, Maria Sanitschek, Detlev von Liliencron, Maurice von Stern, Bruno Wille u. s. w. Der Eindruck ist höchst seltsam. Überall knirschender Kampfschorn, meist gegen einen unsichtbaren, zum guten Teil ganz willkürlich gesetzten Feind, vielfach ein seltsames Wettlaufen mit den Freilichtmalern und Impressionisten, ein Wettlauf, bei dem die Dichtung notwendig zu kurz kommen muß, immer wieder die seltsame Verblendung, daß der bloße Gegensatz zur Überlieferung schon einen künstlerischen Gewinn bedeute, und damit im Zusammenhang die Neigung, das Wüste, Grelle, Freche, kurz alles, was „die Spießer und Kannegießer“ (um in der Sprache der Herren zu reden) ärgern und wild machen kann, zu bevorzugen, und stets aufs neue der Versuch, die Dinge auf den Kopf zu stellen und etwa nachträglich zu erweisen, daß der zersahrene, phantastische Lenz doch ein weit größerer Dichter gewesen sei als der lächerlich überschätzte Goethe. Daneben aber und dazwischen ganz echte, zum Teil ergreifend schöne Poesie, von der kein Mensch verstehen kann, warum ihr der Fabrikstempel der „Moderne“ aufgeprägt wird. Der Herausgeber, von dem sich ein melodisches Lied: „Die Nacht ist niedergangen“ und das prächtige Stückchen „Ritter rät dem Knappen dies“ in dem Almanach findet, fühlt es selbst, daß es Zeit wäre, die Reklameouvertüre zu zu schließen und meint in seinen „Überschriftenreimen“ unter dem Stichwort „Die neue Richtung“:

Das Wort war gut, nun laßt es fort,  
Schreibt tapfer: neue Dichtung.

Mit dem Schreiben ist's freilich nicht gethan, aber die Sammlung selbst bietet Zeugnisse genug, daß mehr als einer aus „Gründdeutschland“ recht gut weiß, daß der poetische Wert des einzelnen Dichters nicht nach Programmen und Schlagwörtern, sondern nach dichterischen Leistungen bestimmt wird. Uns kann es nur freuen, wenn „erlebte Poesie“ endlich auch etwas Dichtenswertes zu erleben beginnt. Gedichte wie „Bettler“ und das schöne „Silvesterlied“ von Karl Henckell, wie „Das Herz,“ „Der Citronenbaum“ und „Unrast (!)“ von Gustav Falke, wie „Heimkehr,“ „Schöne Sunitage,“ „Der Genius“ von Detlev von Liliencron, wie „Auf den Höhen“ und das tiefschmerzliche „Während eines Gewitters“ von Wilhelm Weigand könnten, ja sollten in jeder gutgewählten Anthologie ihren Platz finden. Auch unter den übrigen Beiträgen findet sich genug interessantes und daneben gar vieles, was zu langatmigen Erörterungen Anlaß geben könnte. Der herausfordernde Ton in gewissen Beiträgen darf die Freude an dem Tüchtigen und Vielversprechenden nicht verkümmern.

Schwerer ist schon der näselnde, greisenhafte Gigerlton zu ertragen in Gedichten wie „Empfehlung“ und „Aus alter Gewohnheit“ des Herrn Felix Dörmann; laut Kürschners Litteraturkalender zählt dieser todmüde Wiener Poet, der der Meinung ist, daß für ihn Schlafenszeit sei, und von seiner „Letzten Laune“ singt, ganze vierundzwanzig Jahre! Wir werden noch seinen „Neurotica“ begegnen. Die Prosabeiträge des „Modernen Musenalmanachs“ gehören nicht in den Rahmen dieser Besprechung, obwohl einige unter ihnen als Lyrik in Streckversen angesehen werden dürfen. Alles in allem sind wir nach wie vor überzeugt, daß, wenn nach der Lehre der Jüngsten Illustrationen keine Bilder sind, bloße Bilderbeschreibungen erst recht keine Gedichte werden können, und daß Virtuosenstücke wie Schaufals *Plein air*:

Bilageloden auf moosigem Steingeranke,  
 Und darüber vergitternde Kiefernzweige,  
 Born der Hund der rosaohrige, schlanke  
 Blinzelnd hinüberblickend zur Sonneneige.  
 Vogelzwittern vereint zu preisendem Sommerdank.  
 Und ein Wipfelrieseln und Stengelgegeige.  
 Hinten verblaut der Himmel, der abendblanke  
 In die Schwarzverwitterten Wolkensteige.

uns höchstens in eine Art von neuem Marinismus zurückführen werden.

Im Anschluß an diesen Münchner Musenalmanach sei noch einiger Bände jüngster Lyrik gedacht, die demselben „Stil“ angehören und zu gleichen Empfindungen Anlaß geben. Die *Neurotica* von Felix Dörmann (Leipzig, Litterarische Anstalt, 1893) sind schon in zweiter Auflage erschienen. Es wäre grausam, die „Rhythmen“, mit denen dieses Bändchen lyrischer Dichtungen schließt, zu ihrer Charakteristik abzudrucken, aber da der Dichter seine subjektiven Gefühle und die Gedanken, die er selbst als „seiner Gedanken krankhaft verzerrte faulige Brut“ bezeichnet, auch zu verallgemeinern trachtet, so gewinnt er als letztes Ergebnis die Strophe „Menschenleben“:

Ein schrankenloses Sehnen und Verlangen,  
 Ein stetes Suchen und ein stetes Meiden,  
 Ein hoffnungsfreudiges Erwartungs Bangen —  
 Und dann aufs neue der Enttäuschung Leiden,  
 Ein zornig wildes Mütteln an den Ketten,  
 Ein heißer Fluch den namenlosen Plagen,  
 Ein Klageheulen auf den Marterstätten —  
 Und stumpfergebnes Wiederweitertragen,  
 Ein Sinnentausch anstatt der echten Liebe,  
 Und doch nach ihr ein atemloses Streben,  
 Und tiefster Eitel vor dem Weltgetriebe —  
 Das giebt den Inhalt für ein Menschenleben.

Schlimm genug, wenn unsern jüngern Dichter nicht besser zu Mute ist. Nur sollte man uns dieses uralte, seit dem Buch Hiob und dem Kohelet hundert-

tausendmal gesungene und gestammelte Leid nicht als besonders „neu“ vorführen. Dörmann genügt es aber keineswegs, dem deutschen Volke seine eigne Bitterkeit zu bieten, er führt auch noch mit einem „Prolog“ ein Bändchen Hallucinationen von Paul Fischer ein (Leipzig, Litterarische Anstalt, 1893), einem Prolog, worin er selbst die jüngste Dichtung als „Selbsterfleischung“ bezeichnet und wörtlich schreibt: „Wir träumen von lichten, leuchtenden, stolzen Werken, die wir bauen wollen, aber wir träumen nur von ihnen; die Hände zittern und versagen, wir können nicht schaffen. Wir haben nur die Sehnsucht und die Verzweiflung der Ohnmacht. Aber wir haben auch herrischen Trotz und höhrende Trauer. Wir verlachen den Himmel und die Seligkeit, die wir lieben würden, und die große Kunst.“ Das Beste, was man den „Hallucinationen“ nachrühmen kann, ist, daß sie ein gut Teil harmloser sind, als man nach diesem wilden Ausbruch des Prologs erwarten sollte. Poetische Kraft muß, selbst wenn sie vorhanden wäre, bei dieser geflüchteten Pilgerschaft durch Wüsten sand und Staub verdorren! Weit höher stehen die Gedichte Drachenhort von Engelbert Albrecht (München, Dr. E. Albert und Comp.). Zwar drängen sich auch in sie manche Bilder ohne poetischen Kern herein, aber sie sind doch keineswegs, wie der Dichter in dem hübschen Prolog selbst spottet, nur Kohlen und Scherben, die Däumling als Drachenhort ans Licht getragen hat, es ist Erz darunter, wir greifen auf gut Glück ein halbes Duzend wie „Uhu,“ „Johanniszauber,“ „Holzschnitzers Gretchen,“ „Paphos,“ „Morgendämmerung“ und „Waldbruß“ heraus — keiner, der diese liest, wird sie für Quarz oder Glimmer halten. Arthur von Wallpach schillert in seinen Gedichten Im Sommersturm (München, Dr. E. Albert und Comp.) bald als poetischer Sozialist in Gedichten wie „Entschluß,“ „Vaterlandsverrat,“ „Kannst du denn wirklich von Herzen lachen?“ „Ein Ultro,“ bald wendet er sich jäh und zornig wider die Baalspfaffen, die „im Namen künftiger Menschlichkeit“ das freie Ich des Einzelmenschen knechten, und feiert die Selbstbefreiung zu Eigenwillen und Eigenart:

Anstatt zu kämpfen für die ewigen Rechte  
Der Menschheit wags und werde Egoist.  
Erhebe kühn dich aus dem Schwarm der Knechte  
Als einziger, der unbeflegbar ist.

Ganz folgerichtig schließt er sein Büchlein mit einer (übrigens sehr guten) Verdeutschung der „Hymne an Satanas“ von dem Italiener Carducci. Unbegreiflich erscheint uns in alledem nur eines: das Wüten wider die Phrasen, der angebliche Bruch mit der Phrase, während doch im „Sommersturm der Männlichkeit“ die Phrase aus jeder niedergehenden Gewitterwolke trieft. Trotz alledem stehen dem Dichter auch ergreifende echte Klänge zu Gebote, Klänge wie das aufjauchzende „O Mutter Natur,“ „Nachtgang,“ „Früher Schnee“ und das elegische „Pestfreithof.“

Auch diesmal ist endlich eine gute oder vielmehr böse Anzahl lyrisch-epischer, erzählender, richtiger: erzählenwollender Gedichte nicht ausgeblieben. Wenn wir absehen von dem, was sich als bloße Wiederholung altbekannter Bilder und Gestalten, als Nachahmung bis auf die Wortwendungen darstellt, noch dazu wie z. B. das Zeitbild aus dem dreizehnten Jahrhundert Engelbert der Reichsverweiser von Fritz Stoffel (Elberfeld, Bädetersche Buchhandlung, 1893) als Nachahmung eines höchstselbst vollkommen unselbständigen Dichters wie Julius Wolff, oder sich an eine Reihe von berühmten Mustern von Uhland bis Richard Wagner anlehnt, wie die Balladen von Eduard Wechsler (Stuttgart, Adolf Bonz und Comp.), die übrigens unter ihren Nordlandsgefängen, Sagen und Schwänken einzelne ganz hübsche Nachklänge und einzelne gute Einfälle aufzuweisen haben, z. B. die Tannhäuserjage als wunderfame Historie in bairischer Mundart, so bleibt nicht allzu viel übrig, worauf wir die Aufmerksamkeit des Lesers lenken müßten. Gut gemeint, wohl gereimt, aber ohne einen Hauch echten epischen Tones, fesselnder Bildkraft und lebendiger Anschauung zeigt sich die Dichtung Sempach, ein Schweizer Freiheitslied von Gustav Adolf Erdmann (Wittenberg, R. Herrosés Verlag, 1893). Auf erzählendem Gebiete begegnen wir nochmals dem Dichter des „Lyrischen Skizzenbuches,“ Heinrich von Keder, mit dem Büchlein Rotes und blaues Blut (München, Dr. E. Albert). Zwei Gedichte, „Werner der Falkonier“ und „Die Fischerrosl,“ sind nicht sowohl poetische Erzählungen als Romanzenfolgen, die aber voll plastischer Züge, voll charakteristischer Stimmung und lyrischer Wärme sind. Die „Fischerrosl“ ist ein Bild aus der Gegenwart, in das der Dichter ein wenig wunderlich, aber nicht unwirksam eine poetische Huldigung für das Gedächtnis König Ludwigs II. verflochten hat.

Die inhaltvollste und farbigste erzählende Dichtung, die das vorige Jahr gebracht hat, ist unzweifelhaft *Vestigia Leonis*, die Mär von Bardowiek von Richard Nordhausen (Leipzig, Carl Jacobson). Sie verdient es, besser als durch eine sinnlose Reklame, die den jungen Epiker ohne weiteres als den ersten und größten deutschen Dichter der Gegenwart preist, geehrt zu werden. Wir sind dem Dichter schon einmal mit einem episch-lyrischen Gedicht, „Soß Fritz der Landstreicher,“ einer poetischen Erzählung aus der Zeit des Bauernkriegs, begegnet und haben uns der lebendigen, frischen Phantasie, des lyrischen Schwunges, der außerordentlichen malerischen Kraft erfreut, die in „Soß Fritz“ zu Tage trat. Das vorliegende Gedicht nimmt die Zerstörung der stolzen und reichen Stadt Bardowiek durch Heinrich den Löwen, den Welfen, zum historischen Hintergrunde. Wie in seiner ersten poetischen Erzählung, knüpft Nordhausen auch hier eine vollkommen freie Erfindung an die historische Thatsache, die seinem Gedicht zu Grunde liegt. Der Held der diesmal vorgeführten Abenteuer ist Jung Harald, ein natürlicher Sohn Heinrichs des Löwen und einer Patrizierstochter von Bardowiek, ein gefährlicher Gegner der

üppigen Patrizier von Bardowick, die die Not der Armen zur Befestigung ihrer Gewalt benutzen wollen, aber trotzdem ein bedenklicher Führer der Zünfte und des niedern Volks. Denn was hilft's ihm, daß er ganz und gar sich selbst und die Herrschaftsansprüche, die ihm sein Blut giebt, vergessen will, daß sein Herz für die große Befreiung schlägt, und daß er vor dem Christusbilde fleht:

Du, ein Spott der Thoren weitand,  
 Wie ich so arm, wie ich so jung,  
 Und ein Erlöser doch, ein Heiland  
 Den Brüdern in der Niederung!  
 Laß mich, mein Gott, dir ähnlich werden,  
 Führe mich an deines Geistes Born;  
 Gib, daß auch ich dem Heil der Erden  
 Ein Sämann sei und Samentorn,

da er, in dem Augenblick heimgekehrt, wo ihm der hochfahrende Patrizier Kolf Ebeling seine Jugendgeliebte Maria Holt entrißen hat, auch mit der Neigung zu dem schönen, von der Kreuzfahrt heimgebrachten Pflügetöchterlein Wolf Wynckes, Zuffunda, die alte Leidenschaft für Maria nicht überwindet? Im entscheidenden Augenblick weiß ihn diese, vom eignen heißen Blut und priesterlicher Schlaubeit getrieben, in ihre Arme zu locken, zu fesseln, er gilt den Seinen als Verräter, treibt die holde Zuffunda in den nassen Tod in der Almenau und sühnt nur schließlich noch notdürftig durch einen Kriegertod die Schuld, die er auf sich geladen hat. Sein Vater aber, Herzog Heinrich, gegen dessen Knechte Harald zuletzt und zu spät Bardowick verteidigt hat, giebt, ihm zum Totenopfer, die eroberte Stadt dem Brande und der Plünderung preis, und der Maler Heini Hoyer, der alle Abenteuer mit durchlebt und samt seinem Hunde Zinnober allen Schrecknissen dieses Untergangs entrinnt, meißelt an einem Steine des zerstörten Doms die Inschrift: *Vestigia Leonis* ein. Die Erfindung, die Motive des Gedichts sind nicht neu, in der Ausführung macht sich (noch ganz abgesehen von dem verschiedenen Metrum der einzelnen Gefänge, das ohne innere Notwendigkeit nur um des Wechsels willen verschieden scheint) eine gewisse Zwiespältigkeit des Stils geltend: die Zeit, die Landschaft, die Stadt würden mehr niederländische Färbung erfordern, und die Phantasie des Dichters neigt zu einem glühenden und blühenden Tizianischen Kolorit, auch steht der entschiedne Zug des Dichters zum Evangelium der Sozialdemokratie einem Bauernhäuptling aus dem großen Bauernkriege viel besser zu Gesicht, als einem Herzogssohne — wärs auch ein Bastard — vom Ende des zwölften Jahrhunderts. Aber gleichviel, in der Einzelausführung, der Belebung seiner unwahrscheinlichen Erfindung zeigt Nordhausen Mark, Energie, Wärme, Reichthum der Anschauung, ein lebendiges Schilderungsvermögen, sprachschöpferisches Talent, das den bald wuchtigen, bald leichtflüssigen sinnlichen Ausdruck für Vorstellung und Empfindung des Dichters findet. Die paar Anklänge an Scheffel, die gerade bei ihm stören, weil sie

sich innerhalb des natürlichen, freien und eindringlichen Flusses seiner Dichtung einigermaßen gemacht ausnehmen, werden bald verflüchtigt sein, und wenn es Nordhausen gelingt, einen Stoff zu ergreifen, in dem sich sein subjektiver Drang, seine Lebensglut, seine Phantasierichtung mit den Überlieferungen, den im Gegenstande liegenden Wirklichkeiten decken, so wird er vielleicht einmal der deutschen Litteratur ein Werk von bleibendem Werte schenken. Einstweilen wollen wir es nicht zu hoch anschlagen, wenn er es mit der kulturgeschichtlichen Treue nicht allzu genau nimmt; das quellende poetische Leben und das echte Pathos in den „Löwen Spuren“ können darüber wohl hinweghelfen.

Wunderlich wogt es durcheinander auf dem Gebiet der Lyrik und der lyrisch durchhauchten Epik. Aber schon daß es wogt, daß sich zwischen den phantastischen Fragen und den erquälten, im Kneipenqualm gezeitigten Genialitäten wirklich frisches Leben regt und mehr als ein Hauch von Natur zu spüren ist, daß neben den Kränzwindern, die, nur um nicht Strohblumen zu flechten, nach jedem stinkenden Unkraut greifen, immer wieder welche giebt, die sehen und wissen, daß Hag und Ager nach wie vor reich genug sind, um die Dichter nicht an Schutt und Sumpf zu bannen, ist ein Ergebnis, mit dem man einstweilen zufrieden sein kann. Das nächstmal werden vielleicht ein paar von den hier keimenden Hoffnungen glücklich aufgegangen sein.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Professor Ratorp. Die Burschenschaftlichen Blätter brachten in Nr. 8 einen Aufsatz mit der Überschrift: „Burschenschaft und Sozialdemokratie.“ Im Eingange heißt es, die Allgemeine deutsche Burschenschaft habe sich verpflichtet, dem Vaterlande alle Kräfte zu weihen. „Von allen andern Punkten, in denen die Aufgabe der Burschenschaft von den Zielen der Sozialdemokratie abweicht, wollen wir in nachstehenden Sätzen absehen, nur eben die Bestrebungen der Burschenschaft auf Erhaltung des Vaterlandes, auf streng nationale Ausgestaltung des deutschen Reiches sollen in Gegensatz zu den internationalen, den Begriff Vaterland verwerfenden sozialistischen Anschauungen gestellt und beleuchtet werden.“ Zu diesem Zweck werden eine Anzahl von Sätzen aus sozialdemokratischen Programmen, aus Reden und Schriften sozialdemokratischer Führer zusammengestellt und wird zur Teilnahme am geistigen Kampfe gegen die Sozialdemokratie gemahnt; den Schluß bildet ein Protest gegen sozialdemokratische Rundgebungen von Studenten einiger Universitäten.

Gegen diesen Artikel hat Professor Ratorp in Marburg Einwendungen erhoben, die das Burschenschaftsorgan in Nr. 10 aufgenommen hat. Ratorp gliedert seine Entgegnung in acht Thesen, deren Hauptinhalt wir nachstehend im Auszuge wiedergeben. 1. Die Frage ist nicht: wie stellt sich die Burschenschaft zu Bebel, Liebknecht und Konforten, sondern: wie stellt sie sich zu dem unzufriednen Fünftel